



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schultz, Reinhold: Ein Sommerritt auf den Pik von Teneriffa : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Dingen. Man weiß lange, daß Bismarck eine sehr feste religiöse Überzeugung hatte. Weil er sie nicht über die öffentliche Waschleine gehängt hatte, war er als religiös indifferent angefeindet worden. Bekanntlich ließ er sich dazu herbei, die unter dieser Annahme schwer besorgten Kreise einigermaßen zu beruhigen. Und wie er das persönliche Verhältnis zu seinem Gott gestaltete: kindlich vertrauensvoll, rein innerlich, der Form gegenüber zwanglos, jeder dogmatischen Rabulisterei abhold, so hat sich in auffälliger Übereinstimmung mit ihm auch Blücher zu diesen Dingen verhalten. Auch er benutzte, genau wie jener, im Frieden wie im Kriege, das mitgeführte Gebetbuch, sich mit seinem Schöpfer ins Einvernehmen zu setzen, ohne Frömmelei, ohne Formelkram, aber im felsenfesten Glauben an ein Jenseits. „Wenn mir jemand diese Überzeugung nähme, dann könnte ich an die Sterbestunde nur mit Grauen denken.“ So der alte Soldat. — Und der Kanzler: „Ich weiß nicht, wo ich mein Pflichtgefühl hernehmen sollte, wenn nicht von Gott. Der entschlossene Glaube an ein Leben nach dem Tode — deshalb bin ich Royalist. Nehmen Sie mir diesen Glauben, und Sie nehmen mir das Vaterland.“

Mit diesen Bekenntnissen bezeichnen sie selbst den Grund und Boden, auf dem die vornehmlichsten sittlichen Eigenschaften ihres öffentlichen Wirkens gewachsen und gereift sind: unverbrüchliche Treue gegen König und Volk, Pflichtbewußtsein und Verantwortungsfreudigkeit. Wohl hatte ihnen das Schicksal geniale Männer zur Seite gestellt, diesem die Gehilfen, jenem die Mitarbeiter vom Schwert, deren Verdienste mit den ihrigen unzertrennbar verbunden sind. Blücher, Gneisenau, Grolman — Bismarck, Moltke, Boon — jede dieser Namenverbindungen ist eine Trias von stolzem, nationalem Klang, von weltgeschichtlicher Bedeutung. Immer aber bleibt den Führern das Hauptverdienst. Denn zu allen auferlegten Lasten kommt noch die schwerste und drückendste Bürde hinzu, die ihnen niemand abnimmt, keiner tragen hilft, noch tragen helfen kann: die Verantwortung. Und diese hat der Befreier Deutschlands, der große Soldat, in derselben Weise allein auf sein Gewissen genommen und freudig getragen, wie der Diplomat, der gewaltige Einiger des Reichs. Sie waren sich auch hierin gleich und von dem besondern Material, aus dem das Schicksal die großen Männer der Tat zu formen pflegt.



Ein Sommerritt auf den Pif von Teneriffa

Reiseerinnerung von Reinhold Schulz

(Schluß)



ie Hütte liegt dicht unter der Spaltung des Lavastromes, die einen dreieckigen Platz freiläßt, während weiter unten eine tiefe Runse die beiden Ströme trennt; man hat eine Art Rampe aufgeschüttet und so einen leidlich horizontalen Untergrund geschaffen. Das Gebäude besteht aus dicken Steinmauern mit schrägem Dach und ist in drei Räume geteilt: einen links für die „Señores“ — auch für die Señoras und etwaigen Señoritas! —, einen mittlern für

die Treiber und einen rechten für ihre Tiere; jeder hat einen besondern Eingang, eine tonnenartig gewölbte Decke und ein Fenster ohne Glas, mit Holzladen. Der Herrenraum weist vier Britschen mit Matrazen auf, einen wackligen Tisch, einen Waschtisch ohne Becken und einen entzwei gegangnen Kanonenofen; der Führerraum enthält ebenfalls einen solchen — in demselben Zustande! — und ein Matrazenlager auf der Erde. Der Stall ist sehr geräumig: unsre sechs Tiere verschwanden darin ohne Schwierigkeit, und es war noch Platz übrig. Das Ganze ist die anerkanntswerte Stiftung eines Engländer's und hat die Pizbesteigungen ganz unendlich erleichtert. Für die Benutzung wird eine kleine Gebühr an den Führer bezahlt. Hinter der Steinhütte steht das Holzgerippe einer andern Hütte: hier hat vor Jahren ein Ingenieur gehaust, der im Auftrage der spanischen Regierung die Schwefellager des Pizs untersuchte; da sich die Verwertung nicht zu lohnen schien, kehrte er wieder „drunten ins Unterland“ zurück und ließ sein Holzhaus verfallen. Wozu es noch gut ist, wurde uns gleich klar, als die Treiber große Latten und Stützen herausbrachen, um unser Feuerchen damit zu nähren. So wird das Hüttenskelett zu Nutz und Frommen der Reisenden allmählich in Feuer bestattet; ist es aufgebraucht, so muß künftig Ketamaholz aus den Cañadas mit heraufgeschleppt werden.

Der Boden um die Hütte zeigt zwischen Lava, Asche und Bimsstein schon vielfach Spuren von Schwefelkies. Sobald man an den Rand des Dreiecks tritt, wird er vollständig ungangbar; nur an dessen Spitze windet sich ein schmaler Pfad weiter aufwärts. Der Blick dorthin reicht kaum höher hinauf als hundert Fuß, und an den Seiten sieht man auch nichts als Lavabuckel; wäre nicht der schon beschriebne weite Ausblick abwärts, der freilich auch nur ein Ausschnitt eines Rundblicks ist, so würde der Punkt seinen Namen Alta vista (hohe Aussicht) nicht verdienen. Der Aufenthalt ist nicht immer behaglich, trotz der Eingeschlossenheit des Dreiecks fegt der vom unsichtbaren höchsten Gipfel kommende Wind oft kräftig genug hinein.

Nach dem Tee beschäftigte sich jeder während der Stunde bis zum Sonnenuntergang, so gut er konnte. Ich versuchte zu lesen, begann aber, da die Temperatur schnell sank, auch im Sonnenschein bald zu frösteln und errichtete zu meiner Erwärmung und zur Verschönerung der Gegend einen großen Steinmann aus Lava; die Treiber schauten diesem dort unbekanntem Werk mit staunendem Interesse zu. Ein Mann holte uns aus einer benachbarten Eishöhle Schnee und Eis, die aufgetaut und als Kochwasser und als Trinkwasser für die Tiere benutzt wurden. Herr R. beschäftigte sich nebst Ignacio mit den Vorbereitungen zum Abendessen, für das er uns eine feine „Speisenfolge“ in Aussicht stellte.

Zunächst vereinte uns aber ein Naturschauspiel noch einmal alle vor der Hütte. Die Sonne sank zur Meeresfläche hinab und machte urplötzlich das Wasser in den wunderbarsten Farben aufleuchten; auch die rötlichen Felsengebirge der Cañadas strahlten wie eine Feenlandschaft, während wir selbst im dunkeln Schatten des Hauptberges standen; auf einmal löste sich ein ungeheurer Schattenkegel von diesem los und wanderte, sich schnell verlängernd, mit seiner

Spitze über die Cañadas dem Meere zu; es überbrückend, erreichte er die Berge der Insel Gran Canaria und dehnte sich über sie hinweg weit hinein in den allmählich abdunkelnden Himmel, wo er uns, ein Doppelgänger des Pif, gespenstisch gegenüberstand, bis er sich im Abenddunst verwischte und alsbald auch aller Glanz um ihn herum wie mit einem Schläge erlosch. Zugleich begann ein empfindlich kalter Wind vom Gipfel her zu wehen, die tropische Dämmerung sank, wie mit schwarzen Schleiern, beängstigend schnell herab, und wir zogen uns fröstelnd in die Hütte zurück; unser Thermometer zeigte nur noch zwei Grad über Null.

Auch drinnen war es nicht mehr sonderlich warm. Wir schlossen Thür und Fenster, hüllten uns in Decken und bestellten bei Ignacio einen Glühwein, während Herr R. das Nachtmahl anrichtete. Dieses entsprach, da unser Hotel gut für uns gesorgt hatte, in der That allen Erwartungen, und seine Speisenfolge erstreckte sich von kleinen pikanten Vorgerichten über Gemüse mit Beilage und zwei kalte Brathühner bis zu den Datteln und Bananen des Nachttisches; dazu belebte der milde und feurige, dabei aber weder süße noch übermäßig schwere Landwein von Drotava, ein wirklich edler Tropfen, die Stimmung. Don Ignacio, der als Führer bisher wenig hervorgetreten war, zeigte sich dafür als aufmerksamer Haushofmeister und nahm selbst so gewagte Aufträge, wie zum Beispiel den, uns einen der großen Pitraben zu braten, mit spanischer Grandeza entgegen. Nachher gingen wir noch auf einige Zeit in den Führerraum hinüber, wo die Leute um ein munteres Feuer herum auf dem Boden lagen, und wo behagliche Wärme herrschte. Schade nur, daß meine Augen den heizenden Rauch auf die Dauer nicht vertrugen. Mein letzter Blick ins Freie galt den Cañadas; sie lagen jetzt kalt und starr im Mondescheine da, ihr farbiger Glanz war dahin, nur auf einem Punkte schimmerte ein kleines Licht — nach Ignacios Annahme vielleicht das Feuer eines der einsamen Hirten, die mit ihren halbwildten Ziegen auf diesen Höhen herum-schweifen.

Um halb neun wurde zu Bett gegangen, und während man sich sonst zu diesem Behufe auszukleiden pflegt, war hier das Umgekehrte der Fall. Abgelegt wurde so gut wie nichts, dagegen warmes Unterzeug angezogen, Decken und Mäntel umgeschlagen und sogar Reisemützen aufgesetzt. Um neun Uhr lag alles in festem Schläfe.

Aber dieser Schlaf währte nicht allzulange, wenigstens nicht bei mir. Von Mitternacht ab lag ich nur noch zwischen Schlafen und Wachen, indem ich bald träumend eine Pifspitze nach der andern überwand, bald wachend in das Dunkel starrte. Das aber war vollendet genug, denn durch die Holzverschlüsse von Thür und Fenster drang kein Lichtstrahl. Dazu heulte der Wind in Absätzen laut um die Hütte, mitunter klang es wie ein geisterhaftes Säusen hoch in den Lüften, und immer, wenn eine neue Windsbraut herankam, zog mir durch die dicke Wand, an der ich lag, ein eisiger Hauch in den Nacken — wiederum wie Geistergruß. Wie mochte es jetzt oben auf dem Gipfel aussehen? Gegen drei Uhr regte sich das Leben; man hörte die Treiber nebenan sprechen, und bald schlurfte Ignacio zu uns herein, einen breiten Mondstrahl

mit einlassend und eine ganze Portion Kälte dazu. Als ich dann selbst hinaus-
trat, fand ich es keineswegs recht geheuer; im Schutze der Hütte war es noch
erträglich, obwohl die Temperatur unter dem Gefrierpunkt war, aber schon an
den Ecken blies es unheimlich scharf von oben herunter, und die schwarzen
Lavamassen sahen im bleichen Mondschein wenig vertrauenerweckend aus. Wir
sollten nach Ignacios Rechnung schon um halb vier ausbrechen, damit wir noch
vor Sonnenaufgang auf dem Gipfel wären, aber daraus wurde nichts, weil
die Vorbereitungen viel zu lange Zeit in Anspruch nahmen. Ich bedauerte
die Verzögerung nicht sehr, denn ich hatte mich beim Hinaustrreten überzeugt,
daß ich bei dem ungenügenden Mondlicht die Untiefen und Zacken der Lava-
steine nicht gut erkennen konnte, weshalb mir ein allzulanger Marsch bei dieser
Beleuchtung nicht wünschenswert erschien.

Immerhin war es, als wir kurz vor halb fünf endlich die Hütte verließen,
noch ebenogut Nacht, und meine Vermutung wegen des Weges bestätigte sich
denn auch vollkommen. Gleich über Alta vista begann das „böse Land“
(mal pais), wo man sich auf dem Lavastrome zwischen einem Wirrwarr spitziger
Blöcke hindurchwand, den Weg immer nur auf wenig Schritte erkennend.
Unser Zug sah in Lunas Glanze wunderbarlich genug aus: voran der kleine,
sehnige Ignacio, über die Blöcke hüpfend, wie ein alter Steinbock, dann drei
weiße Gespenster (meine Gefährten, in die langen Decken des Hotels eingehüllt)
und schließlich ich selbst im wild flatternden Lodenmantel. (Die Treiber waren
in der Hütte zurückgeblieben, die Mysterien des Pif lockten sie nicht mehr.)
Ich trat sehr unsicher und vorsichtig auf, da ich nie genau sah, wo Stein und
wo Loch war; dabei war mir die Idee einer Fußverstauchung gerade hier
wenig sympathisch. Gleichwohl kamen wir schnell vorwärts, weil Ignacio das
Tempo nun einmal so angab. Die Steigung war keine gleichmäßige, sondern
wie tags zuvor auf dem Monte Verde in Buckel gegliedert. Nach kaum
einer Viertelstunde erschien zum erstenmal der weiße Zuckerhut des Gipfels
hinter den Lavabuckeln, aber noch recht hoch über uns; dann trat er mit jedem
überwundenen Abfaze neu hervor und bald auch näher und in einer weniger
bedrückenden Höhe. Zu meiner Befriedigung sah ich auch, wie jetzt hinter uns
ein rötlicher Glanz den Horizont erhellte: der trügerische Mondschein verblaßte
sichtbar vor dem ehrlichen Tageslicht, und mein Fuß trat nicht mehr ins Un-
gewisse. Noch ein letzter Buckel, und wir erreichten eine flache, ziemlich kreis-
förmige Mulde, hinter der sich nun unmittelbar der weiße Keel erhob. Es
ist dies die sogenannte Rambleta (11000 Fuß über dem Meere), die letzte Krater-
bildung des alten Zerstörers, aus der sich dann bei einem besonders schweren
Ausbruche der „Zuckerhut“ (Pilon oder Pan de azucar) noch um 430 Fuß
herausgehoben und dann selbst das weitere Speien übernommen hat. Hierbei
hat er durch herabrollende Steine, Asche und Schuttmassen die mütterliche
Mulde mit der Zeit fast ganz ausgefüllt; doch bleibt sie immerhin noch er-
kennbar.

Am Fuße des Kegels wurde ein kurzer Halt gemacht. Es war halb
sechs, der Himmel flammte schon im prächtigsten Rot, und das strahlende
Gestirn des Tages mußte binnen kurzem, aus dem Meere auftauchend, seinen

Siegeszug antreten, denn hier oben zeigt es sich um dreizehn Minuten früher als drunten am Strand von Drotava. Wir mußten uns also eilen, wenn wir mit Sonnenaufgang den Gipfel erreichen wollten. Über uns stieg der Zuckerhut in einem Neigungswinkel von 33 bis 38 Grad auf, also um 5 bis 7 Grad steiler als der Aschenkegel des Vesuv, aber freilich dafür niedriger und von festerem Gefüge; man sah die Zickzacklinien des Weges deutlich dem obern Rande zustreben. Die Decken wurden hier abgelegt, mit meinem Mantel belud sich Ignacio, und die Kragelei nahm ihren Anfang. Sie bot die üblichen Schwierigkeiten solcher Anstiege, wie Rutschen in der Asche, Schmerzen und Brennen der Sohlen auf dem Geröll und dergleichen, aber sonst nichts Außergewöhnliches. Auch die Schwefeldämpfe, die sich zeitweilig bemerkbar machten, wurden uns nicht lästig. Sobald wir uns etwas über die breiten Massen der rambleta erhoben hatten, erschien das Meer, das schon längst den Hintergrund immer überwältigender ausgefüllt hatte, plötzlich an den Seiten, und je höher wir stiegen, um so mehr schienen wir darin zu versinken, wie denn auch die feste Wand vor uns immer schmaler wurde. Die ganze Insel schrumpfte sozusagen zusammen vor der unendlichen blauen Fläche, aus der nun auch der Sonnenball langsam emporstieg. Er war uns doch noch zuvorgekommen und traf mit seinem ersten Strahlenpfeile den Gipfel, bevor wir unsern Fuß darauf setzen konnten. Das beschleunigte unsre Schritte, schon wich die weiße Wand vor uns, und wieder leuchtete uns zuerst das Meer entgegen, nunmehr uns ganz umschlingend! Noch einige Schritte seitwärts an einem abgeschrägten Kraterande empor, und die höchste Spitze war erreicht.¹

Wir standen in blendendem Sonnenlicht, nichts mehr über uns, das Schweigen nur von dem starken Winde unterbrochen, den wir schon lange hinter der Bergwand hatten heulen hören, und der nun frei über die Fäden des Höhenrandes fegte, an unsern Kleidern zerrend und weißliche Dämpfe aus dem Kraterkessel über unsre Köpfe hinwegtreibend. Der gewaltige Schattengegel des Berges lag vor uns, weit über das Meer bis zu den Felsen der Insel La Palma reichend, aber nicht, wie am Abend zuvor, mit seiner Spitze weiter wandernd, sondern langsam auf uns zukommend, bis er am Fuße unsers Eilands bald völlig verschwand. Es war kaum sechs Uhr, das Thermometer zeigte erst dreieinhalb Grad über Null, stieg aber mit der Sonne überraschend schnell in die Höhe, und die Luft erschien, sobald man vor dem Winde geschützt war, gar nicht mehr kalt. So konnten wir uns, ein wenig unterhalb der Höhenkante sitzend, mit Ruhe in das Nahe und Ferne vertiefen.

Die eigentliche Spitze des Berges zunächst ergab sich bei genauerer Betrachtung als das stehn gebliebne Stück des obern Kraterwalls, der in all seinen übrigen Teilen zusammengebrochen ist; namentlich ist die gegenüberliegende Wand ganz niedrig geworden. Das höchste Stück selbst war in der That sehr spitz und bot nur für wenig Personen Raum. Der kleine Krater mochte etwa zweihundert Fuß im Durchmesser und sechzig bis achtzig Fuß Tiefe haben; er war fast ganz mit unebnem, löchrigem Geröll ausgefüllt und schlecht zu betreten. Aus zahlreichen Ritzen stiegen die heißen Dämpfe auf, bald in einzelnen Säulen, bald zu größern Massen zusammenfließend, je nach

dem Wehen des Windes; sie waren nicht so dicht, daß sie die Atmung irgendwie erschwert hätten. In den warmen Löchern sollen allerhand Insekten hausen, auf deren nähere Bekanntschaft wir jedoch verzichteten. Der Boden ist vorwiegend weiß, mit Gelb und Rot untermischt; Schlacken, Schwefelkies und Bimsstein liegen zutage, und gleich unter der Oberfläche fühlt sich das Gestein schon warm an; weiter in der Tiefe sollen schöne Schwefelkristalle zu finden sein. Das eigentliche Kerngestein des Berges ist Trachyt, der in großen, ungeschlachten Blöcken auch oben herumliegt.

Die Aussicht zu schildern und überhaupt den Eindruck des Ganzen würdig wiedergeben zu wollen, ist ein gewagtes Unterfangen. Ich begnüge mich lieber, einfach anzugeben, wie mir die einzelnen Teile des Rundgemäldes nach und nach vor Augen traten. Zuerst und immer wieder versenkte sich der Blick in die unermesslichen Weiten des Ozeans, dessen ganze Größe mir noch nie in so anschaulicher Weise zum Bewußtsein gebracht worden ist; wann kann man auch je sonst ein so ungeheures Stück von ihm mit einem Blicke umfassen? Man vergaß fast, daß man auf einem hohen Berge, inmitten anderer Gebirgsgruppen und einer zehn Meilen langen Insel stand, die ganze Insel erschien nur als der Sockel der Piffäule und diese wiederum wie der Mast auf einem kleinen Schiffe, mitten im Weltmeer. Und dies letzte war doch keineswegs überall dasselbe! Auf der einen Seite, nach der Insel Gran Canaria zu, lag eine schwere weiße Wolkenbank darüber, die unmittelbar auf dem Wasser zu schwimmen schien, während sie sich in Wahrheit mehrere tausend Fuß darüber — aber freilich ebensoviele unter unserm Standpunkt ausspannte; blaue Wasserflecken durchsetzten sie, und die Felsspitzen von Gran Canaria hoben sich über sie hinaus. So machte das Ganze den Eindruck eines nordischen Eismeers mit offenen Stellen und klippenumgürteten Inselgestaden, eines Spitzbergen oder Grönland. Ähnlich sah es auf der andern Seite um die Inseln La Palma und (weiter hinaus) Gomera herum aus, nur war hier der scheinbare Eisingürtel noch dichter. Senseits von Drotava dagegen dehnte sich der Meerespiegel in seiner ganzen ungetrübten Bläue und verschwamm am Horizonte mit dem leichtern Blau des Himmels. Am Rande des Gesichtskreises schien das Meer allmählich anzusteigen, als ob man sich in der Mitte einer flachen blauen Schale befände, und dadurch wurde das Gefühl, nach allem Steigen doch noch ein Gefangner Poseidons zu sein, erst recht verstärkt. Bei klarem Wetter sollen die sämtlichen Kanarischen Inseln, also auch Hierro im äußersten Westen, Fuerteventura und Lanzarote im Osten sichtbar sein, ja Ignacio zeigte uns sogar den Punkt, wo in seltenen Stunden ein Vorsprung des afrikanischen Festlandes, Cap Blanco, auftaucht; davon war freilich bei der heutigen Beleuchtung nichts zu sehen.

Zurückgekehrt zu der eignen Insel unter unsern Füßen, erfreute sich das Auge wohl an den mannigfachen Windungen der steilen Küste, ihren Vorgebirgen, Buchten und vorgelagerten kleinen Eilanden oder an den üppig grünen Ebenen von Drotava und Teod, auf denen die zahlreichen Ortschaften, Weiler und Landhäuser schimmerten — auch unser stattliches Hotel lag freundlich da, wie ein Schloß am Meer —, oder es schweifte die schartige Kette des

Mittelgebirgsstöck abwärts bis zum Hafen der Hauptstadt Santa Cruz, deren Häuser hinter den Uferfelsen versteckt blieben, und zu dem Leuchtturm der Nordostspitze von Teneriffa (Punta Anaga oder Anagana), der uns zuerst bei unsrer Anfahrt von Europa begrüßt hatte; schließlich wurde es wohl auch noch gefesselt von der Betrachtung des nun in allen seinen Teilen zu übersehenden Cañadaringes mit seinen Felsentoren, Geröllflächen und zahlreichen vulkanischen Erhebungen im Innern, aber das alles war doch nur klein und zierlich im Verhältnis zu der Großartigkeit des alles umfassenden Ozeans, ein Salas y Gomez in den Fluten des Stillen Meeres!

Freilich, über dieser scheinbaren Kleinheit durfte man die wirklichen Dimensionen nicht vergessen, und sie mahnten uns, daß wir einen zehnstündigen Rückweg vor uns hätten und nicht allzulange mehr verweilen dürften. So zeigte uns denn Ignacio in Eile nur noch von fern den sogenannten „Alten Pit“ (pico viejo), der noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts das Hafentädtchen Garachico unter seinen feurigen Auswurfmassen begraben hat, und dann ging es im Geschwindschritt den Zuckerhut auf einem Nichtwege hinab, zur rambleta zurück. Wieder folgten die garstigen Lavablöcke des mal pais, doch bogen wir gleich nach links ab zu einem Abstecher nach der Eishöhle (Cueva del hielo), die uns am Abend vorher mit Koch- und Kühlwasser versorgt hatte. Bequem war dieser Abstecher gerade nicht: der Weg wurde immer schlechter und hörte schließlich, wo die Blöcke am dichtesten lagen, ganz auf. Man mußte sich über die weitere Richtung selbst von Block zu Block entscheiden, „von Fall zu Fall,“ würde der Tourist sagen, und ein Fall konnte allerdings leicht in Frage kommen; mit den Füßen allein war es auch nicht immer getan, es war gut, sich gegenwärtig zu halten, daß wir eigentlich von Natur Bierfüßler sind. Endlich gähnte uns das Loch der senkrecht in die Tiefe gehenden Höhle entgegen. Sie ist ganz mit Schnee- und Eismassen erfüllt und wird mit Hilfe einer am Felsen festgemachten Leiter betreten. Früher schleppte man ihr Eis sogar bis Drotava hinunter, seit Erfindung der Kunststeinfabrikation ist dieser mühselige Erwerbszweig aber unterbunden.

Von hier brachte uns eine halbstündige Kraxelei zur Schutzhütte zurück. Es war inzwischen acht Uhr geworden und schon so warm, daß ich mich meines Unterzeugs, das mir fast auf dem Leibe brannte, schleunigst entledigte. Nach kurzer Frühstückskraft begannen wir gegen neun Uhr den weitem Abstieg, noch ehe das Anschirren und Bepacken der Maultiere beendet war. Wir zogen nämlich zu Ignacios sichtlicher Befriedigung vor, die Strecke bis zum Eintritt in die Cañadas (lomo tiezo) zu Fuß zurückzulegen, weil ein Hinabreiten auf diesem steilen Pfade eine bössartige Quälerei für Mensch und Vieh und überdies nicht ganz ungefährlich gewesen wäre. Rasch ging es die vielen Windungen hinab, wenn auch die spitzigen Steine den Füßen weh taten, und schon nach einer Stunde war lomo tiezo erreicht, wo uns die Tiere bald einholten, und wo ohne Verzug aufgefressen wurde. Als die montaña blanca hinter uns lag, bemerkte ich, daß wir, nach links abbiegend, einen andern Weg durch den Cañadaszirkus einschlugen. Dieser war länger, und wir ritten auf hohe Felswände zu, die uns den Seewind fast ganz abschnitten. Da der

Tag an sich schon schwüler war, und die Ermüdung hinzukam, wurde der Ritt durch die Wüste bei zunehmender Mittagshitze diesmal etwas erschlassend. Das Sonnenlicht erschien greller, die Landschaft toter. Mein Grautier war auch heute träger und blieb beständig zurück, zumal da es mit dem Kopfe am Boden immer nach irgend etwas herumschnupperte und sogar Retamazweige, die die Tiere sonst verschmähen, anbiß. „Dieses Tier ist immer beim Diner“ (siempre a la comida), meinte der Treiber, und wie grollender Donner erklang unaufhörlich sein dräuendes Anda, ma!

Je mehr wir die Sohle des Ringes hinabritten, desto enger schlossen sich vor uns die Felsen zusammen, und ich war neugierig, wo und wie wir eigentlich aus dem Trichter hinausgelangen sollten. Aber siehe, als wir den Felswall erreicht hatten, klommen wir ohne weitere Umstände eine Schurre hinauf, die ich zwar vorher schon gesehen, aber für eine Wasserrinne oder höchstens eine Ziegenrutschbahn taxiert hatte, und die Maultiere leisteten dies auch ohne jede Stockung, wie etwas ganz Selbstverständliches. Die so überwundene Felspartie war sehr eigentümlich: sie glich ganz einer vorgehobnen Bastion — weshalb sie auch den Namen Fortaleza (Festung) führt — und hatte in der Mitte eine enge, tief eingeschnittne Kerbe, durch die einst die Lavaströme abgelaufen sind. Durch diese führte auch unser Weg, und sie bedeutete für uns zugleich den Austritt aus der Pikregion; hinter uns blickend überschauten wir noch einmal den Cañadasing mit dem einsamen Riesen in seiner Mitte, vor uns leuchtete, wenn auch noch tief unten und durch manche Bergabhänge getrennt, der Streifen der Meeresküste.

Wir ritten nun eine Weile mit mäßiger Senkung schräg an der Berglehne hinab, durch einen wahren Wald von hohen, dicht stehenden Retamasträuchern. Soweit diese einen Durchblick in die Tiefe erlaubten, weitete sich die Aussicht immer mehr: eine steil abfallende, unregelmäßige Küste mit mehreren, weit in die See hinausgesprengten Felsklippen wurde sichtbar und darüber eine köstliche grüne Ebene mit einer großen Ortschaft und vielen rings verstreuten Gehöften. Aber das war nicht das wohlbekannte Tal von Drotava, und ich wurde gespannt darauf, wie unser Weg weiter führen, und namentlich, was wir demnächst unmittelbar vor uns sehen würden; denn wir stiegen ja in ein fremdes Gelände hinab! Diese Neugier wurde jedoch zunächst enttäuscht, da sich unter uns Wolkenschichten zusammenhäuften, die über fünfzig bis hundert Fuß hinaus jede Aussicht abschnitten; wir ritten beständig in einen gelbgrauen Nebelschleier hinein. Plötzlich gewahrte ich, daß wir am Rande einer ganz scheinrecht abfallenden Felsenbank hinstreiften, und sofort durchzuckte mich der Gedanke, wir könnten direkt auf der Scheide zwischen den Ebenen von Drotava und Scod, der messerscharfen Ladëra, sein, die ich für ganz unwegsam gehalten hatte! Eine Frage an den Treiber bestätigte dies, und ich blickte nun mit gelindem Unbehagen auf die unter dem Felsrande zusammengeballten Dunstmassen, hinter denen sich ein so fürchterlicher Absturz verbarg. Hatte ich doch schon oft von ferne und gestern noch beim Aufritt staunend zu der Riesenwand hinaufgesehen!

Die Rinne dieser Mauer erwies sich jedoch als breit genug und der Ab-

fall nach der Rückseite mehr als eine Abdachung. Der Mauerfirst selbst aber senkte sich freilich bald in starker Schräge, und ich wurde jetzt erst gewahr, daß ein steiler Bergabritt auf einem Maultier etwas ganz andres ist als ein ebensolcher Bergauftritt. Schon das beständige krampfhafte Zurücklehnen im Sattel, vor dem sich kein Tierhals und Tierkopf mehr erhebt, wirkt ermüdend, Hand und Arm werden steif von dem Aufstützen auf den erhöhten Sattelbügel, und die unaufhörlichen harten Stöße beim Heruntertreten des Tieres tun das übrige. Schließlich schmerzte mich jedes Glied im Leibe, und gleichwohl blieb ich in stumpfer Betäubung sitzen, weil mir schon die Energie zum Absteigen fehlte. Mittlerweile ging es mit *Anda mu!* im Geschwindschritt immer reißender bergab, und ich hatte wenigstens den Trost, zu sehen, wie um mich her die *Retama* vom *codoso* abgelöst wurde, und sich endlich auch in diesen die ersten *Erikasträucher* drängten, die unterste Hochgebirgszone also nahe war. Aber nun kam auch ein Augenblick, wo es nicht länger auszuhalten war, und mit dem letzten Kraftaufwand brachte ich das Tier zum Stehn und stieg — oder vielmehr sank — von dem lebenden Martergerüst herunter, klappte aber unten erst zusammen, wie ein Taschenmesser, und humpelte dann — ein lebensmüder Mummelgreis — am langen Bergstock eines Treibers davon. Ich hätte sechs Maultiere für diesen Stock gegeben, wenn es nötig gewesen wäre, und vielleicht sogar noch das Königreich *Richards* des Dritten dazu.

Erst allmählich gewannen die Gliedmaßen ihre Gelenkigkeit wieder, und ich vermochte dem schnellen Tempo des Zuges zu folgen. Wir waren jetzt mitten in der *Erika*zone, auch *Farne* und kleines *Gestrüpp* erschienen schon hier und da. Die *Wolkenschichten* hatten sich verzogen, und zu beiden Seiten glänzte ein wunderbares *Landschaftsbild* herauf, rechts das mir wohlvertraute *Tal* von *Drotava*, links die *Küstenebene* des weinberühmten *Scod* (*Teod los Vinos*), beide durch die vor uns bis direkt ins Meer hinabfallende *Ladera* geschieden, und keins dem andern an *Liebllichkeit* etwas nachgebend. Mit *Riesenschritten* hinabsteigend drang man sozusagen auf die *Landschaften* ein, aber sie kamen nicht sichtlich näher; die *Höhe* war noch zu bedeutend. Der *Beg* schlängelte sich, oft sich in mehrere *Linien* teilend und wieder vereinigend, meist stark ausgetreten, durch einen niedrigen *Wald* von allerhand *Gesträuch*, das den *Wind* abfing und andrerseits doch noch keinen genügenden *Schatten* gab. Die *Hitze* wurde drückend, zumal für einen aus der scharfen *Höhenluft* in diese *Tropenwärme* Hinabsteigenden; die *Füße* brannten auf den eckigen *Steinen* so gut wie in dem dazwischen liegenden durchglühten *Sande*, und die *Zunge* klebte am *Gaumen*. Ich war den andern weit vorausgekommen und drang nur immer weiter vorwärts, alles mißachtend und den *Blick* wie bezaubert auf die blendenden *Landschaftsbilder* dort unten gerichtet. Endlich hielt ich aber doch an einem mit *Steinen* eingefassten *Quell* an, den zwei wirkliche *Bäume* beschatteten und eine grüne, sanft abfallende *Bergmatte* umgab. Hier beschloß ich, die *Karawane* zu erwarten, und betrachtete, sobald ich einigermaßen zur *Ruhe* gekommen war, die *Umgebung*. Sie trug schon nicht mehr den reinen *Hochlandcharakter*, denn mannigfaches *Kraut* und *Unterholz* wucherte ringsherum, und auf der *Wiese* blühten sogar einige *Blumen*. Auch konnten die ersten menschlichen *Wohnungen*

nicht mehr allzu fern sein, da sich auf einmal Knaben mit gesammeltem Reifig einfanden. Es war schon zwei Uhr vorbei, also wohl Zeit zu einer Rast, wenn man nicht etwa binnen kurzem die Talsohle erreichen konnte. Ich war geneigt, dieses anzunehmen, weil wir schon so lange und so scharf bergab gestiegen waren und die Einzelheiten im Tale drunten schon recht gut unterscheiden konnten. Aber die Steilheit des Abhangs täuschte über die Höhe: unser Höhenmesser zeigte noch — fast viertausend Fuß! Auch Ignacio stellte uns noch einen zweieinhalbstündigen Ritt in Aussicht, und so wurde denn also Rast gemacht. Wie eine Picknickgesellschaft lagerten wir uns auf dem grünen Rasen und breiteten die uns verbliebenen Schätze unsers schier unerschöpflichen Vorrats um uns aus, wobei auch unsre Leute und die neugierig zuschauenden Buben nicht zu kurz kamen; diese quitierten dankend mit dem Rufe Viva la republica de Alemania! (Es lebe die deutsche Republik!) und einigen Purzelbäumen. Mit Wasser zum Wein versorgte uns reichlich die Quellnymphe der Fuente Pedro, die als reinlich und gesund einen guten Leumund in der Gegend genießt. So durften wir wohl ein halbes Stündchen guter Dinge sein, zumal da wir auf ein gutgelungnes Werk zurückblicken konnten.

Gegen drei Uhr ritten wir weiter, das heißt ich vorläufig noch immer auf Schusters Rappen, und zu mir gesellte sich jetzt noch einer der Hamburger Herren, der auch auf dem Rücken seines Maultieres ein Haar gefunden zu haben schien. Der Weg trat nach kurzer Zeit aus dem Busche heraus und zog sich durch abgemähte Weizenfelder und eine Art von groben Saubohnen. Die ständigen Wegebegleiter, Kaktus und Agaven, fanden sich wieder ein, bald zeigten sich auch die ersten Häuser. Wir befanden uns aber noch immer auf der Ladera, und an Schroffen und Klüften um uns herum fehlte es nicht; auch blieb der Weg recht abschüssig. Schließlich wurde das erste Dorf erreicht — Icod el Alto —, und hier entschlossen wir uns, da unsre Füße den scharfen Steinen auf die Dauer doch nicht gewachsen waren, wieder aufzusteigen; auch wädhnten wir, daß nun das steile Gefälle in der Hauptsache vorüber sein müßte.

Hierin freilich irrten wir gründlich. Das erwähnte Dorf liegt nämlich noch 1600 Fuß über dem Meere, genau am untern Ende des Rammes der Ladera, die hinter ihm ohne weitere Beschönigungen senkrecht zum Strande abstürzt; so muß der Weg ins Tal von Drotava sich an der Seitenwand einen Platz suchen, so gut er kann. Besonders gut kann er dies anscheinend nicht, denn er schlingt sich um den Fels wie ein sogenanntes „Band“ im Gestein, zum Behn allerdings ohne Bedenken — aber zum Reiten! Ein Fehltritt, ein Scheuen des Tieres kann Roß und Reiter zum Niemalswiederssehen verdammen. Und mein müdes Tier stolperte mehrmals und brach einmal fast in die Knie. Die steilsten Stellen waren mit Kopfsteinen gepflastert, üppige Ranken mit Blumen und Beeren hingen überall von der Felswand herab, und drunten breitete sich ein so entzückendes Bild eines Gartens Eden auf Erden aus, daß man schier zwischen Himmel und Hölle zu schweben glaubte — nur war die Hölle oben und der Himmel unten! Es war schwer, hier die richtige Stimmung zu finden, da Entzücken und Besorgnis sich schlecht vertragen, und ich beneidete fast mein Muli, das beim Hinabstolpern immer noch Zeit fand, zu rupfen und

zu kauen, wie der Mann im Syrerland, der zwischen dem bräunenden Kamel über ihm — das war hier vielleicht ich — und dem Abgrunde die roten Beeren nascht.

Endlich war die letzte Kehre genommen, und wir ritten nun gleich in das stattliche Dorf Realejo Alto ein, das ganz im Schatten der Ladera liegt. Hier gibt es einen vorzüglichen Wein, was die Führer hervorzuheben nicht unterließen, und es wurde noch ein Steigbügeltrunk genommen, worauf wir langsam durch Realejo Alto und Bajo ritten. Die Glocke schlug vier, und damit waren nun alle Mühseligkeiten überwunden, und zum Nachmittagstee konnten wir wieder auf der Terrasse unsers Hotels sitzen. Der weitere Ritt durch das belebte Tal war nur noch ein Kinderspiel. Wieder wurde Ignacio von der Bevölkerung ausgefragt und antwortete doppelt stolz: „Bom Leyde!“ Unser Zug sah freilich nicht imponierend aus, Herrn B.s „Maulpferd“ lahnte, und bei mir waren Zügel und Geschirr zerrissen, wodurch mein Tier vollends unlenksam wurde — aber das verschlug uns nichts mehr, da das große Hotel unsern sichtbaren Augen immer näher rückte und mit ihm das Ende der unseligen Reiterei. Stolz wie ein spanischer Grande — aber auch mindestens ebenso steif — ritt ich schließlich durch die großen Gärten in den viereckigen Hof ein und sprach am Haustor mit hoher Befriedigung mein letztes Para, mu, obwohl das Tier sicher auch ohne das stillgestanden hätte — schon weil es ja einfach nicht weiter konnte.

Punkt fünf Uhr verabschiedete ich mich von Ignacio und seinen Leuten und ging auf mein Zimmer, dessen kühle Dämmerung ganz eigentümlich mit der flirrenden Hitze der letzten Stunden kontrastierte. Und als ich dann am Abend im Garten unter den berausenden Düften der Lilienbäume saß, und der aufsteigende Mond die weiße Spitze des Pik geisterhaft gegen den Nachthimmel abzeichnete, da erschien es mir fast wie ein Traum, daß ich im ersten Morgen-
glühn dort oben gestanden und diese ganze Herrlichkeit um mich herum so tief und klein unter meinen Füßen gesehen hatte — jenseits vom Alltagsleben!

* * *

Zum Schluß mögen noch einige allgemeine Bemerkungen über das „Drum und Dran“ einer Pikbesteigung von Interesse sein. Die Wahl des Tages macht — zum Unterschiede von den Alpentouren — bei dem gleichmäßigen Sommerklima dieser Zonen keine Schwierigkeit. Ein Tag ist wie der andre, nur daß der Wind von verschiedner Richtung und Stärke und dementsprechend die Bewölkung in den mittlern Berglagen mehr oder weniger dicht sein kann (oberhalb der Cañadas schwimmt immer alles im reinsten Sonnenlicht), auch die Hitze mehr oder weniger drückend; Regen aber und wirkliches „schlechtes Wetter“ gibt es im Sommer überhaupt nicht. Anders freilich im Winter und im ersten Frühjahr: dann treten Gewitter, Stürme und heftige Regen auf, die Fußpfade werden schlüpfrig und für Maultiere schlecht gangbar, und in den obern Regionen ist mit den Schneeverhältnissen zu rechnen. Dr. Hans Meyer, der bekannte Bezwinger des Kilimandscharo, fand noch Anfang April von der Eingangspforte in die Cañadas aufwärts alles mit tiefem Schnee bedeckt; er mußte die Maultiere dort zurücklassen und mit großer Schwierigkeit seinen Weg

durch die weiße Wüste suchen, wobei noch vielfach Schmelzwasser überwunden werden mußten. Noch schlimmer gestaltete sich der steile Aufstieg vom Lomo tiezo ab über verglaste Lavazacken und tiefe, schlecht verschneite Böcher; erst am späten Abend langte er auf Alta vista an und verbrachte trotz dem angezündeten Feuer eine bitter kalte Nacht in der Hütte. Am andern Morgen auf der Spitze war es natürlich noch sibirischer; dafür gewährte ihm der Blick auf die Palmen und Lorbeern in der Tiefe einen um so packendern Gegensatz zu dem nordischen Vordergrunde. Beim Abstieg brachte er seinem Führer, der noch nie im Schnee oben gewesen war, das sogenannte „Abfahren“ (Abrutschen auf schrägem Schneefeld) bei, ebenso den Gebrauch der Schneeschuhe und der Steigeisen; das alles waren für den Sohn des Südens „griechische Dörfer“ — wie der Spanier sie anstatt der bei uns beliebten „böhmischen“ nennt — gewesen. Dieser vermied auch hartnäckig, auf ein Schneefeld zu treten, auch wenn er Meyer so sicher wie Petrus über den Wassern darauf hinschreiten sah, sondern er krabbelte lieber kümmerlich am Rande, von Block zu Block, nebenher. Übrigens wird die Besteigung zur Schneezeit auch jetzt noch sehr selten gemacht, da die winterlichen Besucher von Teneriffa meist keine Berggötze sind, sondern eher Lungenpfeifer, Asthmatiker und Rheumatiker, Invaliden aus den eigentlichen Tropen, alte Dzeanfahrer mit „Seebeinen“ und dergleichen mehr. Dafür wird der Pik im Winter um so mehr von unten photographisch aufgenommen — was ja auch weniger bedenklich ist —, und fast alle Abbildungen zeigen ihn in einen Schneemantel gehüllt.

Für den Sommer fand ich die Schwierigkeiten und sogenannten „Gefahren“ der Pikbesteigung in mehreren Reisebeschreibungen, die ich gelesen habe, stark übertrieben. Wirklich hochalpine Hindernisse brauchen nirgends überwunden zu werden, und sogar volle Schwindelfreiheit halte ich nicht durchaus für nötig. Auch die Anstrengungen halten mit denen der Alpentouren ersten Ranges sicher keinen Vergleich aus. (Allerdings darf man deshalb noch nicht, wie ein nach uns aufsteigendes französisches Ehepaar, den Pik in Lackschuhen bezwingen wollen; sie kamen auch nicht bis auf die Spitze und standen dann den spötelnden Inselbewohnern gegenüber gewissermaßen als „lackierte Europäer“ da.) Was dem Pik eigentümlich ist, ist einmal der unmittelbare Aufstieg vom Meeresspiegel aus zu der bedeutenden Höhe von 11430 Fuß. (Die Engländer rechnen sogar 12192 Fuß heraus, aber die englischen Füße sind kleiner — d. h. als Maßeinheit, weniger wohl in natura! Wer übrigens in Villa Drotava wohnt, kann etwa tausend Fuß sparen.) Hiermit ist nun ein jäher Übergang aus der weichen subtropischen Luft der Küsten in die zur Nacht fast nordische Winterkälte droben, aus der schweren, feuchten Seeluft in die dünne Atmosphäre über den höchsten Wolken verbunden. Umgekehrt, beim Abstiege, ist die Wirkung noch empfindlicher. Die südlichen Alpen bieten wohl ähnliches, aber doch nicht in demselben Maße. Sodann mag das Stechen der afrikanischen Sonne, das den sogenannten „Gletscherbrand“ der Haut hier auch ohne Gletscher erzeugt, nicht unerwähnt bleiben, und ebenso die grelle Beleuchtung in den obern Partien, die eine gefärbte Schutzbrille wünschenswert macht. Auch mag man sich immerhin vor Überhitzung, Ausdurstung und dergleichen hüten, braucht sich jedoch keine allzu beängstigenden Vorstellungen hiervon zu machen; die frischen

See- und Bergwinde, die abwechselnd wehen, helfen über vieles hinweg. Für ungeübte Reiter ist wohl das vierzehn- bis sechzehnstündige Sitzen im Maultierfattel auf steilen, holprigen Wegen die ärgste Anstrengung, wogegen alles andre zurücktritt. Wenn ich einmal recht unbequem liege, stöhne ich noch jetzt im Traume: Eh, mula, eh! oder Anda, mu!

Der geschäftliche Teil ist sehr leicht zu erledigen: der Hauptführer erhält seine Pauschalsumme und sorgt für alles; Leute und Tiere verpflegen sich selbst; den Treibern gibt man billigerweise noch ein kleines Trinkgeld. Die Kosten stellten sich für jeden von uns auf ungefähr 45 Pesetas (gleich 27 Mark) — gewiß ein sehr mäßiger Satz.

Im Hotel wurde die Pension, bei Abzug eines Betrages für das Zimmer, weiter berechnet, dafür aber sehr guter und reichlicher Proviant, ganz nach unsrer Auswahl, mitgegeben, sodaß Ignacio beim Abschiede noch einen tüchtigen Kober voll als Angebinde auf sein vielgeprüftes Pferd laden konnte. Auch Decken, Gefgeschirre usw. erhielten wir in bester Qualität. Allerdings muß alles vorher genau abgemacht werden, aber das ist ja in unsern Hochgebirgen meist nicht anders.

Daß die Eindrücke einer Piskbesteigung von denen unsrer sämtlichen Alpentouren stark abweichen, wird die vorstehende Beschreibung genügend haben erkennen lassen. Sie kurz und doch anschaulich wiederzugeben, bemühten sich zahlreiche Eintragungen in Ignacios Führerbuch in fünf verschiedenen Sprachen. Man konnte hier die schönsten Superlative und manchen pathetischen und gefühlvollen Erguß finden, namentlich auf Französisch. Ein Spanier dagegen begann mit den verblüffenden Worten: „Alles, was auf diesen Blättern über die Schönheit des Pisk gesagt und gereimt wird, ist Lüge!!!“ Dies wurde dann freilich dahin erläutert, daß die ganze Schönheit des Pisk doch mit keiner Feder zu schildern wäre, mithin alle jene Schilderungen auch nicht die ganze Wahrheit enthielten, und: „Eine halbe Wahrheit ist die schlimmste der Lügen!“

Nun, in diesem Sinne mag auch meine Beschreibung immerhin eine Lüge sein — wenn sie nur recht viele Leser dazu führt, mit eignen Augen der Wahrheit ins Angesicht schauen zu wollen!



Herrenmenschen

Roman von Fritz Anders (Max Allihn)

(Fortsetzung)

3. Mary



er Sturm war schnell vorüber gebräust, aber seine Wirkungen blieben sichtbar genug. Der Haufen Strandgut lag noch immer am Strande. Päsch, Petereit und Burpel hielten Wache, konnten es aber nicht hindern, daß sich der Vorrat von Tag zu Tag auf unbegreifliche Weise verringerte. Von den Indianerhütten war auch nicht eine Spur übrig geblieben. Onkel Fips trug die Hände verbunden, die er sich, des Ruderns ungewohnt, übel zugerichtet hatte, und Onkel Faps machte seine Glossen und meinte, diese zerschlundenen Pfoten bedeuteten hoffentlich eine